IV.

Platon und Aristoteles.

9. März 1901.

Meine lieben Abiturienten!

Wenn ich in der letzten Zeit öfter daran dachte, was ich heute zu Ihnen sprechen und wie ich Ihnen aus dem Vorstellungskreise, der Sie hier in der Schule beschäftigt hat, irgend einen guten Gedanken noch zum Abschiede mitgeben wollte, so empfand ich eine Schwierigkeit darin, daß der Schatz von Erinnerungen, die wir alle mit einander gemeinsam haben, doch im Grunde gering ist. Manches schöne Werk der Dichtung habe ich mit Ihnen gelesen, manche ernste Frage im Gespräch mit Ihnen erwogen: aber jedesmal nur mit einem Teil von Ihnen, und fast immer auch in verschiedenem Zusammenhang. Die Klassen des Gymnasiums und des Realgymnasiums, die unsere Anstalt umschließt, sind nicht bloß äußerlich getrennt; wichtiger ist, daß die Stoffe, die sie dem Unterrichte bieten, an denen und aus denen sie das Wachstum geistiger Kräfte fördern wollen, verschiedener Art sind. Darin liegt eine Erschwerung nicht nur für die heutige Abschiedsrede, sondern für die gesamte Thätigkeit der Schule. Aber diese Schwierigkeit ist eine von jenen, die, wenn sie überwunden werden, um so reicheren Gewinn bringen. Davon werden Sie selbst schon eine Ahnung bekommen haben, daß es ein Vorzug ist, nicht bloß mit solchen zu verkehren, bei denen man im wesentlichen die gleichen Kenntnisse und Ansichten findet die man selber hat, sondern auch mit denen sich zu verstehen, die in anderen Anschauungen aufgewachsen sind. Jeder geistige Gegensatz ist fruchtbar; nur darf er

nicht dahin führen, daß beide Teile in engherzigem Hochmut sich abschließen. Vielmehr sollen sie die Berührung suchen, des Gemeinsamen, das in allen Gegensätzen liegt, sich bewußt werden und zugleich, in friedlichem Kampfe die Kräfte erprobend, jeder seine Eigenart vertiefen und bereichern.

Es würde mich freuen, wenn Sie, als Abiturienten einer Doppelanstalt, das Verständnis für diesen Segen des Gegensatzes mit hinausnähmen. Lassen Sie mich noch in letzter Stunde etwas dazu beitragen, und zu diesem Zwecke das Verhältnis zwischen zwei geistigen Richtungen beschreiben, die vorzugsweise berufen sind, in der Wissenschaft wie im öffentlichen Leben einander herauszufordern und zu kraftvoller Bethätigung anzuregen, ein Verhältnis, das sich mit dem, welches die beiden Zweige unsrer Schule darstellen, freilich nicht deckt, aber doch ihm verwandt ist, und das eben deshalb Sie alle, in Ihren beiden Gruppen, zu würdigen wohl in der Lage sind.

Manche von Ihnen haben gewiß schon das schöne Bild von Rafael gesehen, das unter dem Namen der Schule von Athen bekannt ist. In weitem, luftig gewölbtem Raume hat der Künstler alle bedeutenden Denker des griechischen Volkes zu bewegten Gruppen vereinigt; in der Mitte erscheinen, aus der Tiefe des gewaltigen Kuppelbaues hervorschreitend, die beiden größten, Platon und Aristoteles. Der Greis mit der hohen Denkerstirne weist mit dem Finger gen Himmel; dort ist das Reich, aus dem Platon seine Gedanken herabholte, um in ihrem Lichte die irdischen Dinge zu erkennen und zu beurteilen. Der andere, sein Schüler Aristoteles, streckt die rechte Hand gerade aus, als wollte er das festhalten was auf dem Boden der Wirklichkeit vor ihm liegt, was zu begreifen und zu deuten sein unablässiges Bemühen war. In solcher äußeren Haltung hat Rafael den Unterschied in der Geistesart der beiden Männer aufs glücklichste ausgedrückt.

Zunächst das Problem des Denkens selber, d. h. die Frage, nach welchen Gesetzen sich die Gedanken der Menschen entwickeln und wie ein richtiges Denken zu Stande komme, haben beide von entgegengesetzten Seiten her zu bewältigen gesucht. Platon mit einer kühnen Begriffsdichtung. Hinter oder eigentlich über unsrer sichtbaren und greifbaren Welt, so lehrte er, liege eine ursprüngliche, schönere, durchaus geistige Welt, die zu allen Dingen, Zuständen, Verhält-

nissen der Erde die Urbilder enthalte; diese seien körperlos, für irdische Sinne nicht wahrnehmbar, an sich aber viel vollkommener und herrlicher als ihre Nachbildungen, die Dinge der wirklichen Welt, mit denen wir Menschen uns begnügen müssen. Jenes ferne, übersinnliche Reich nun sei die eigentliche Heimat der unsterblichen Seelen; dort hätten sie mit geistigem Auge die Urbilder der Dinge geschaut, ehe sie selbst in dieses irdische Dasein gebannt wurden. Nur eine schwache Erinnerung an ihr früheres Schauen hätten sie mitgebracht; doch sie könne erweckt und belebt werden durch das, was sie hier unten sähen und erführen. Denn das sei ja alles eine wenn auch mangelhafte Nachbildung des echten Inhaltes der Ideenwelt. Und wenige Bevorzugte gebe es: in denen sei die Erinnerung so mächtig, daß beim Anblick der irdischen Abbilder die volle, klare Vorstellung von den Vorbildern, von dem Wesen der Dinge, das einst unverhüllt vor ihnen gestanden hätte, wieder lebendig werde. Das seien die rechten Lehrer der Menschheit, die den Sinn des Daseins zu deuten verstünden; ihr Wissen sei das der höchsten Wahrheit, so sehr es oft von denen verlacht würde, die an der sogenannten Wirklichkeit haften blieben, in ihr sich auszukennen, sie zu genießen geübt wären.

Von eben dieser Wirklichkeit ging Aristoteles aus, um die Natur des menschlichen Denkens zu begreifen. Er betrachtete die Sprache, in der ja alle Gedanken sich ausdrücken, sonderte die Redeteile oder Wortarten und stieg von ihnen weiter zu den Begriffen, die dahinter stehen. Er erkannte, daß alles gesetzmäßige Denken in Urteilen fortschreitet, oder grammatisch gesprochen in Aussagesätzen, stellte die möglichen Arten der Urteile, d. h. der Verbindung von Begriffen, fest, und prüfte endlich die Formen, in denen aus gegebenen Urteilen durch Schlußfolgerung ein neues gewonnen werden kann. So hat er, sorgsam und scharfsichtig, das wissenschaftliche Rüstzeug hergestellt, dessen sich seitdem alle Forschung und aller Unterricht bedient hat und bedienen muß. Zwar ist er auch vor höheren Problemen nicht zurückgeschreckt und hat, den Spuren seines Lehrers mit steter Kritik folgend, das Verhältnis erörtert zwischen dem Inhalte der Welt, den wir sehen, und dem vernünftigen Sinn, der darin zum Ausdrucke ringt. Aber das Eigenartigste und zugleich am meisten Bleibende in seinem Gedankensystem ist doch der Teil, der unten liegt, das sichere Fundament der formalen Logik, durch die er noch heute herrscht.

Platon dagegen ist für alle Zeiten der Vater der Anschauung geworden, daß diese irdische Welt, mit dem was sie als Glück und Unglück, als Wahrheit und Irrtum kennt, noch nicht das Letzte ist, sondern daß sie selber, durch ihre Schönheit wie durch ihre Mängel, auf eine höhere Ordnung der Dinge hinweist, der sie irgendwie unterworfen ist, die man nicht sehen, nur ahnen und glauben kann, und um deren willen doch allein es sich lohnen mag zu leben.

In diese Gesamtansicht fügte sich nun auch seine Lehre von der Natur ein, die er in Gestalt einer Schöpfungsgeschichte entwickelt hat, selbst mit dem Bemerken, daß es sich dabei nicht um wissenschaftliche Gewißheit sondern nur um Wahrscheinlichkeit handeln könne. Trotzdem hat gerade dieser Teil seiner Gedanken aufs nachhaltigste gewirkt und durch die Jahrhunderte hindurch bis an die Schwelle der modernen Zeit die Wissenschaft beherrscht. Das Weltall ist danach ein in sich harmonisches und zweckmäßig gegliedertes, beseeltes Wesen, ein vollkommener Organismus, innerhalb dessen alles einzelne Geschehen durch das Gesamtgeschehen zweckvoll bestimmt ist. Aristoteles hat auf diesem Gebiete die Ansichten seines Lehrers weiter geführt und zu befestigen unternommen, indem er z. B. die Gestalten der einzelnen Tiere mit ihren mannigfaltigen Organen aus den obersten Zweckursachen erklären wollte. Dabei ist denn manches Gezwungene und Seltsame mit hereingekommen. Seine Stärke liegt wieder in der sorgfältigen Beobachtung der Thatsachen, durch die er der Begründer der beschreibenden Naturwissenschaften geworden ist. Wenn man diese noch heute oft als „Naturgeschichte" bezeichnen hört, so geht das auf die mißverständliche Uebersetzung zurück, die der Titel eines aristotelelischen Werkes im Lateinischen gefunden hat.

Daß Aristoteles Naturforscher und im besonderen, wie sein Vater, Mediziner war, merkt man an seiner Behandlung der Dichtkunst. Hier boten ihm die Schätze der griechischen Litteratur eine Fülle von Stoff zu vergleichender Betrachtung; und daraus hat er nach exakter Methode die Gattungen der Poesie, auch mit Zwischenstufen und Uebergangsformen, festgestellt und in treffender Charakteristik abgegrenzt. In seiner berühmten, lange Zeit unverstanden gebliebenen Erklärung der Tragödie, beschreibt er den Eindruck, den musikalische und dramatische Aufführungen auf das Gemüt machen, wie dabei Sinn und Nerven gereizt und das Empfinden bis zur

Ekstase gesteigert wird. Er meint, es sei ein Bedürfnis der menschlichen Natur, von Zeit zu Zeit durch solche künstlich herbeigeführte Entladung das innere Gleichgewicht wieder herzustellen, und spricht dabei den merkwürdigen Grundsatz aus: in einem geordneten Gemeinwesen müsse dafür gesorgt sein, daß auch der Teil der Bevölkerung befriedigt werde, der nur an gemeinen und niedrigen Produktionen sich aufzuregen vermöge. So fern lag dem Lehrer des makedonischen Königssohnes der Gedanke, man könne Werke der Kunst danach schätzen, wie weit sie geeignet sind zur Veredelung der Menschen beizutragen. — Völlig anders war das Verhältnis, in dem Platon zur Poesie stand. Er selbst war einer der größten Dichter, die es je gegeben hat, wenn er auch nur in Prosa geschrieben und die Verse, die er als Jüngling gemacht hatte, in reiferem Alter verbrannt hat. Daß er mit der poetischen Litteratur seines Volkes, vor allem mit Homer, vertraut war, zeigen seine Werke überall; und wir glauben gern seiner Versicherung, er sei sich bewußt, dem Zauber der Poesie zu unterliegen. Trotzdem wollte er von dem Musterstaate, den er in Gedanken entwarf, die Poeten ausgeschlossen wissen, weil die Fähigkeit, mannigfaltige Charaktere und Stimmungen nachzuahmen und vorzustellen, ein gefährliches Element hereinbringen und zuletzt bewirken würde, daß Schmerz und Lust regierten anstatt des Gesetzes und der Vernunft. Den Vater Homer selbst, wenn er am Thore erschiene, würde der Hüter des Staates zwar mit ausgesuchter Ehre empfangen, aber ihn nicht hereinlassen sondern weiter geleiten und ihn, wenn er darüber befremdet wäre, fragen, ob denn schon durch ihn irgend eine Stadt besser verwaltet oder ein Krieg erfolgreicher geführt oder irgend ein praktischer Nutzen für die Gemeinschaft der Menschen gestiftet worden sei. So rücksichtslos wollte Platon den Aufgaben der Erziehung zu Rechtschaffenheit und vernünftigem Leben alles, auch die Veranstaltungen des Vergnügens, unterordnen.

Diesen Charakter einer furchtlos entschlossenen Konstruktion aus Begriffen, wobei jedes Paktieren mit menschlicher Schwäche verschmäht wird, trägt nun das ganze Bild eines Staates, wie er sein soll, das Platon gezeichnet hat. Es ist wohl der früheste Versuch dieser Art in der Weltlitteratur, an Erhabenheit der Gesinnung und Einheit der Durchführung allen späteren überlegen. Behaglich zu leben wäre es nicht im platonischen Staate; allzu starr und abstrakt ist er aufgebaut.

Unterschiede und Zusammenhänge, die die Natur geschaffen hat, werden durchbrochen, Männern und Frauen die gleichen Pflichten auferlegt, die Kinder in frühestem Alter den Eltern genommen, um außerhalb einer Familie, die sie nicht einmal kennen dürfen, unter staatlicher Aufsicht zu tüchtigen Bürgern erzogen zu werden. Die Gefahr, daß Pläne dieser Art irgendwo einmal verwirklicht werden könnten, ist freilich nicht groß. Und doch überwiegt auch in diesem Hauptwerke des kühnen Denkers der positive Ertrag. Wer die sittlichen und geistigen Kräfte, auf denen das Gemeinschaftsleben der Menschen beruht, erkennen, die Aufgaben die aus ihm erwachsen würdigen lernen will, könnte nichts Besseres thun als die Staatslehre studieren, die Platon, unabhängig von allen thatsächlichen Voraussetzungen, aufgestellt hat. Den entgegengesetzten Weg ist auch hier sein Schüler gegangen. Was ihn zunächst beschäftigte, war die Mannigfaltigkeit historisch entstandener Verfassungen, die es in Griechenland gab; und er hat seine Schüler angeleitet sie in Einzeldarstellungen zu beschreiben. Nach der Probe zu urteilen, die uns die eine von diesen 158 Schriften giebt, die kürzlich wieder aufgefunden worden ist, die vom Staatswesen der Athener, waren es mäßige Seminararbeiten, wie wir es nennen würden. Aber sie haben dem Meister den Stoff gegeben, um durch Sammlung und Sichtung von Merkmalen die Grundformen staatlicher Zustände und Einrichtungen, die überall wiederkehren, herauszuerkennen und in ihren wesentlichen Zügen zu bestimmen. Eine Fülle politischer Einsicht, die unmittelbar nutzbar gemacht werden kann, quillt noch heute in dem Werke, das die Gedanken des Aristoteles über diese Kunst und Wissenschaft uns erhalten hat.

Wenn es gelungen sein sollte in kurzen Zügen den Gegensatz der Denkarten, von dem ich sprechen wollte, anschaulich zu machen, so könnte zum Schluß die Frage aufgeworfen werden: welche von beiden denn nun die bessere, oder gar — welche die richtige sei. Sie wissen im voraus, was darauf zu antworten ist. Arbeiten von Schülern mag man daraufhin ansehen, ob sie besser oder schlechter sind, welche unter ihnen den ersten Preis verdiene. Werken von Männern gegenüber, und vollends wo es sich um die ganzen Menschen mit allem was in ihnen ist handelt, da hat solche Beurteilung zu verstummen. Gewiß sollen wir sie vergleichen; aber nicht, um sie der Größe nach an einander abzumessen, sondern um die Art eines jeden

besser zu verstehen, und zu sehen wie sie sich gegenseitig ergänzen. Dies letzte ist gerade in unserm Falle deutlich genug. Wer ausschließlich einem der beiden folgt, ist in Gefahr, entweder nie über das Vorhandene hinaus zu kommen, oder in luftiger Verstiegenheit den Boden unter den Füßen zu verlieren. Ein volles Bild der Welt gewinnt nur, wer von beiden zu lernen weiß.

Etwas mehr Sorge macht mir eine andre Frage. „Was redet der viel von alten griechischen Philosophen?" so meint vielleicht jemand; „denkt er, daß daran den Abiturienten heute etwas gelegen ist? Die wollen weiter nichts, als das große Blatt Papier mit Unterschriften und Siegel, das ihnen Freiheit giebt der Schule den Rücken zu kehren und endlich das Leben zu genießen". Ich hoffe doch, daß, wer so spräche, Ihnen, meine jungen Freunde, unrecht thun würde. Ohne den Wert dessen, was an Kenntnissen eine höhere Schule zu dauerndem Besitze bringen kann, zu überschätzen, meine ich eins allerdings: sie muß in ihren Zöglingen die Lust geweckt und den Grund zu der Fähigkeit gelegt haben, bei dem, was sie thun und erfahren, den Sinn und inneren Zusammenhang aufzusuchen. Die meisten von Ihnen wollen eine Hochschule beziehen, um die von ihnen selbst gewählte Wissenschaft zu studieren. Da ist es zur Orientierung ein vortreffliches Mittel, bei den Männern, von denen Sie durch Wort oder Schrift lernen werden, darauf zu achten, ob sie mehr der einen oder der anderen Seite des eben geschilderten Gegensatzes angehören. Von den beiden großen Dichtern unseres Volkes steht Schiller mit aller Entschiedenheit auf der Seite Platons, Goethe nicht ganz so deutlich auf der anderen. In der Naturforschung, die heutzutage ganz dem Aristoteles zu gehören scheint, hat der geniale Robert v. Mayer gezeigt, welche Fruchtbarkeit immer noch den durch Intuition gefundenen allgemeinen Ideen innewohnt; für die Rechtswissenschaft, in der umgekehrt das Ableiten aus Begriffen herrscht, hat der Begründer der historischen Schule, Karl v. Savigny, den Wert und die Notwendigkeit einer Behandlungsweise geltend gemacht, die vom Gegebenen ausgeht. Aber auch diejenigen unter Ihnen, die sogleich in einen praktischen Beruf eintreten wollen, werden Gelegenheit finden denselben Gegensatz zu beobachten. Er durchzieht überall unser öffentliches Leben. Die politischen Ideale, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den besten deutschen Männern das Herz erfüllten,

waren platonischer Art, und blieben es, bis der starke Realpolitiker kam, dem aus den Verhältnissen der Wirklichkeit allmählich seine großen Aufgaben erwuchsen. Selbst in den Debatten unsrer Parlamente empfinden wir immer einmal wieder den erfrischenden Eindruck, den ein voraussetzungslos aufgestelltes und konsequent durchgeführtes Programm macht, und dem gegenüber den heilsamen Zwang zur Besinnung auf die historisch gegebenen Zustände, die man verbessern und weiter bilden kann, die aber die Grundlage aller positiven Arbeit bleiben müssen.

Von jeder kraftvoll entwickelten Persönlichkeit läßt sich mehr oder weniger bestimmt sagen, in welcher der beiden Richtungen sich ihr Denken bewegt. Und vielleicht entdeckt mancher von Ihnen künftig in sich selber einen entschiedenen Trieb nach der einen Seite; das würde dann eine Mahnung für ihn sein, die andere nicht zu vernachlässigen. Einstweilen aber, wo Sie noch ganz im Werden begriffen sind, vermag ich Ihnen nichts Besseres zu wünschen, als daß Sie Augen und Sinn offen behalten möchten, um dieses Doppelte in sich aufzunehmen. Und dabei möge, wenn das Wort des Lehrers für Sie verklungen ist, die Erinnerung an jenes Bild Ihnen lebendig bleiben und an die beiden ernsten Männer, deren Sinn Rafael so tief erfaßt hat: von denen der eine zur Erde deutet, auf der zu leben und zu wirken wir berufen sind, der andere den Blick nach oben lenkt in ein jenseitiges Bereich, in dem die Maßstäbe liegen, nach denen alles menschliche Thun und Leiden beurteilt werden soll.